

Die Tagebücher und Memoiren des Grafen Leopold Berchtold

Von HUGO HANTSCH (Wien)

Der am 21. November 1942 auf seinem ungarischen Gute Perezynie verstorbene ehemalige k. u. k. Minister des Äußeren und des kaiserlichen Hauses Graf Leopold Berchtold war bekanntlich einer von den wenigen beim Ausbruch des ersten Weltkrieges im Amt befindlichen Staatsmännern, der keine „Denkwürdigkeiten“ oder Memoiren veröffentlicht hat, um seine Politik zu rechtfertigen. Er hat nur in einigen wenigen kleineren Aufsätzen etwa in den „Berliner Monatsheften“, in Zeitungsartikeln und Entgegnungen auf solche zu einigen entscheidenden Ereignissen von seinem Standpunkt aus Stellung genommen und die Rolle, die er selbst spielte, darzustellen versucht. In einem Artikel des von der Académie diplomatique internationale herausgegebenen „Dictionnaire Diplomatique“ hat er die österreichisch-ungarische Balkanpolitik kurz und prägnant charakterisiert. Immer wieder aber haben sich Historiker und historische Schriftsteller der Nachkriegszeit an ihn um Aufklärung gewisser wichtiger Einzelheiten gewandt, denen er ungesäumt und mit größter Bereitwilligkeit Auskunft gab. Bernadotte Schmitt, Luigi Albertini, GM. v. Steinitz und Friedrich Nowak befinden sich unter der großen Zahl derjenigen, die sich auf die Aussagen eines aktiven Mitspielers in der Politik der unmittelbaren Vorkriegszeit berufen. Man wußte zwar schon längst, daß Berchtold Tagebücher geschrieben hat und daß er damit umging, auch seine Erinnerungen zu veröffentlichen, aber nur wenige alte Freunde oder vertraute Menschen haben etwas davon zu Gesicht bekommen. Er hatte Anfang der zwanziger Jahre mit der Niederschrift begonnen¹⁾, die allmählich immer größeren Umfang annahm und die er erst nach der Publikation der österreichisch-ungarischen Akten von Grund auf wieder aufnahm, ohne sie druckreif machen zu können. Er war auch in diesen Dingen äußerst gewissenhaft. So wie er als Minister stets an der Formulierung der

¹⁾ Tagebuch 1919, 16. Juli „Vormittag gearbeitet an meinen Aufzeichnungen“. 8. Nov. 1919 Brief an den Redakteur des Berner „Bund“ Kommer mit der Bitte ihm behilflich zu sein „da ich den Gedanken, eventuell meine Erinnerungen, an welchen ich gegenwärtig arbeite, in absehbarer Zeit für die Öffentlichkeit zuzustützen, noch nicht aufgegeben habe.“ 20. 1. 1920 „Nachm. Memoiren geschrieben“ etc. 5. 2. 1920: „mit Musulin gearbeitet. Kroatien, Ultimatum, serb. Antwort für Memoiren“ etc., etc. Auch Ala. Hoyos und Graf Forgách wurden zu Rate gezogen.

Konzepte gefeilt und auf stilistische Korrektheit großen Wert gelegt hatte, so überprüfte er auch immer wieder seine Aufzeichnungen, um ihnen jene Form zu geben, die seine ausgeprägt literarische Empfindung befriedigen konnte. Es war aber nicht nur die äußere Form, die den Fortgang der Arbeit bestimmte, sondern vielmehr die Sorge um eine möglichst objektive Darstellung. Er vertraute nicht absolut seinem subjektiven Erinnerungsvermögen, sondern normierte es immer nach der Aussage der Akten. Es mag das auch als ein Hinweis bewertet werden, wie sehr er selbst diese offizielle Korrespondenz als sein eigenes Werk betrachtete, nicht als das seiner Beamten. Es gibt keinerlei Andeutung dafür, daß er sich in irgendeinem Punkt der eigenen Verantwortung entziehen wollte oder der an sich notwendigen und selbstverständlichen Konzeptsarbeit seiner Untergebenen mehr als vorbereitende Bedeutung beigemessen hätte. Er liebte ohne Zweifel die vergnüglichen Seiten des Lebens, aber nahm es auch mit seinen Pflichten sehr ernst, und wenn er auch alles eher als eine tragische Natur war, die sich im Wirken verzehrte, so nahm er doch andererseits durchaus nichts auf die leichte Achsel, was mit seinem hohen und verantwortungsvollen Amte zusammenhing. Diese Gesinnung bewahrte er sich auch, als er daran ging, sein Leben und Wirken zu überdenken. Eine Anzahl von Briefen einstiger Mitarbeiter läßt darauf schließen, daß er sich, um sicher zu gehen, in Zweifelsfällen nach seiner damaligen Verhaltungsweise erkundigte.

Graf Alois Berchtold, der im Jahre 1894 geborene ältere der beiden Söhne des Ministers, dem er den Hauptteil des Memoirenmanuskriptes in die Feder diktierte, gibt Zeugnis davon, mit welcher Genauigkeit sein Vater zu Werke ging. Ihm verdanke ich auch, daß mir zuerst die Kopien, dann auch z. T. die Originale der Tagebücher und das Original des Manuskriptes der Memoiren mit den zahlreichen eigenhändigen Korrekturen seines Vaters zur Verfügung gestellt wurden. Einer Benützung dieses neuen Quellenmaterials mußte natürlich eine kritische Untersuchung vorangehen, deren Resultat hier in Kürze niedergelegt werden soll.

Die Originaltagebücher beginnen mit dem 30. Oktober 1906, also mit jenem Tag, als Berchtold mit der bevorstehenden Berufung auf den Posten des Botschafters in St. Petersburg rechnen mußte. Sie enden mit dem 31. Dezember 1913. Es sind in Leder gebundene Großquartbände (24 : 18) mit teilweise silberbeschlagenen Ecken. Von dieser ganzen Reihe sind auch rein textlich wortgetreue Kopien

vorhanden. Von den umfangreichen Tagebüchern der Jahre 1915 bis 1918, endend mit dem 1. November 1918, liegen mir vorläufig nur die Kopien vor. Aus den weiteren Tagebüchern von 1919 bis 1933, die natürlich nicht mehr die allgemeine historische Bedeutung besitzen, wie die früheren Aufzeichnungen, kenne ich nur Auszüge, die über das Lebensschicksal, Begegnungen und Diskussionen eine Auskunft geben. Im Jahre 1924, dann von 1926—1932 hat Berchtold kein Tagebuch geschrieben.

Leider fehlt also gerade das Jahr 1914 sowohl im Original wie in den Kopien. Als Graf Berchtold bereits schwer krank darnieder lag, hat er die Vernichtung dieses Tagebuchs durch seine Pflegerin veranlaßt. Über die Gründe dieses bedauerlichen Entschlusses, den er später selbst bereute, kann man sich natürlich allerhand Gedanken machen. Graf Luis Berchtold ist der Meinung, daß sich sein Vater damals in einem ziemlich aufgeregten Zustand, in einer Art Panik oder Verfolgungswahn befand. Fürchtete er eine Belästigung durch die Gestapo? Es sind einige wenige Aufzeichnungen von der Hand Berchtolds über den Verlauf der Ereignisse nach dem Mord von Sarajewo bis zum Kriegsausbruch vorhanden, die vielleicht über das Motiv dieser Beängstigung Aufschluß geben könnten. Berchtold scheint nämlich dem Drängen gewisser deutscher Stellen, gegen Serbien loszuschlagen, eine große Bedeutung beigegeben und es neben dem Druck der öffentlichen Meinung als einen wichtigen Impuls für sein Vorgehen hingestellt zu haben. Es wäre durchaus möglich, daß die Motivierung auch im verbrannten Tagebuch ihren Ausdruck gefunden haben könnte. Seiner durchaus ritterlichen Gesinnung, die es nicht duldet, irgend jemanden mit einer Verantwortung zu belasten, die er selbst zu tragen hatte, wäre ein solcher Gedankengang nicht fremd gewesen. Dafür zeugen seine Memoiren. Aus der Beseitigung dieses Tagebuches etwa auf ein vorhandenes Schuldbewußtsein zu schließen, würde dem ganzen Charakter des Grafen widersprechen und würde mir als die schlechteste aller Motivierungen erscheinen; denn Berchtold hat in der Tat mit größten Opfern den Frieden so lange aufrecht zu erhalten versucht, als es überhaupt mit den Lebensinteressen der Monarchie, deren Geschick er in der Hand hatte, vereinbar war. Ich habe keine Andeutung gefunden, daß er jemals sich bewußt gewesen wäre, daß ihm andere Auskunftsmittel als der Appell an die Waffen zur Verfügung gestanden wären.

Die kritische Untersuchung der Tagebücher kann von einer Ein-

teilung in vier Perioden ausgehen, die zugleich die wichtigsten Einschnitte im Lebenslauf des Autors darstellen. Die erste umfaßt die Zeit seines Wirkens als k. u. k. Botschafter in St. Petersburg (November 1906 bis April 1911) und die wenigen Monate des Privatlebens bis zu seiner Berufung als Minister, die zweite Periode behandelt seine Ministerzeit (Februar 1912 bis Jänner 1915), die dritte die Jahre, als er abseits von der großen Politik als Offizier an der Südwestfront diente und später als zweiter Obersthofmeister und dann als Oberstkämmerer die höchsten Hofämter verwaltete (Februar 1915 bis November 1918). Die letzte Periode umfaßt die Zeit seines Privatlebens in der Schweiz und in der Heimat nach dem Untergang der Monarchie. Die Auszüge dieser letzten Aufzeichnungen reichen, so weit sie mir zugänglich sind, bis zum Jahre 1934.

Diese Einteilung bezieht sich nicht nur auf die Abgrenzung der verschiedenen Gebiete seiner Tätigkeit und politischen Verwendung, sondern betrifft auch den Charakter der Tagebücher selbst. Solange er Botschafter war, scheint Graf Berchtold täglich ziemlich umfangreiche Eintragungen gemacht zu haben. Es ist natürlich nicht ausgeschlossen, daß er bisweilen einen oder mehrere Tage nachgetragen hat, aber lange können diese Zeitspannen niemals gewesen sein. Daher ist der Quellenwert dieses Teiles gesichert. Er enthält eine Menge Einzelheiten über das gesellschaftliche Leben, ist geradezu eine Fundgrube für sozialgeschichtliche Studien über die hocharistokratischen Kreise, ihre Lebensauffassung und politische Denkweise, bringt viel Material zur Charakterisierung von historischen Persönlichkeiten und berichtet über politische Gespräche, die, soweit sie mit offiziellen Persönlichkeiten stattfanden oder sonstwie allgemeineres Interesse verdienten, ihren Niederschlag zum Teil auch in Berchtolds offiziellen Berichten und Privatschreiben gefunden haben. Bisweilen stellen sie geradezu erste Konzepte der Berichterstattung dar. Einen breiten Raum nehmen natürlich auch rein familiäre Ereignisse und alltägliche Begebenheiten ein, die kein historisches Interesse beanspruchen können, wenn sie nicht für die Charakteristik des Autors selbst von einiger Bedeutung sind. In diesen Tagebüchern findet sich z. B. eine genaue, ausführliche und lebhaft dargestellte Darstellung der historischen Buchlauer Begegnung Aehrenthals und Iswolskys, die Berchtold selbst in verkürzter Form verschiedentlich publizistisch verwertet hat. Die gelegentlichen kritischen Bemerkungen zu Aehrenthals Politik und Charakter, die äußerst anschaulichen Schilderungen der zahlreichen Begegnungen mit Iswolsky sind von

hohem Interesse. Berchtold erweist sich als ein vortrefflicher Beobachter, dem auch geringfügige Einzelheiten nicht entgehen, der ein gesundes Urteil über Menschen und einen fast naiv-fröhlichen Sinn für Humor besitzt, dem die lächerlichen Seiten des gesellschaftlichen Lebens manche sarkastische und ironische Bemerkung entlocken. Berchtold hat sich selbst nie für einen überragenden Staatsmann gehalten und sein Mangel an Selbstbewußtsein, seine übertriebene Angst vor Komplikationen, seine sensible Empfänglichkeit für äußere Eindrücke, aber auch sein treues Pflichtbewußtsein, seine künstlerische Begabung und umfassende literarische Bildung, seine Herzenswärme werden in dem Selbstbildnis des Tagebuches offenbar. Ohne Zweifel ist dieser Teil quellenmäßig wertvoll.

Die zweite Abteilung, also die Jahre 1912 und 1913, wo man besondere Aufschlüsse erwarten könnte, sind zum Teil eine große Enttäuschung. Das Tagebuch des Jahres 1912 ist überhaupt zur Gänze eine erst nachträgliche Konstruktion. Berchtold selbst hat ihm die Worte voranschickt: „Post mortem anni 1912, gesammelt aus verstreuten Aufzeichnungen dieses Jahres im Jahre 1915“. Doch selbst diese Bemerkung trifft nur auf den allergeringsten Teil der Eintragungen zu, nämlich auf die Notizen familiären Charakters, gesellschaftliche Begebenheiten, Reisen etc. Sie beruhen zum größten Teil auf einem Tagebuch, daß die Gräfin führte, ein dünnes Heftchen, das im Original beiliegt, so daß man diese Aufzeichnungen ohne Mühe vergleichen kann. Der größte Teil der Notizen ist erst in viel späterer Zeit dazugeschrieben worden und zwar nicht in einem Zuge, sondern in verschiedenen Jahren bis 1931. Demgemäß verändert sich der Ductus der Schrift, die Farbe der Tinte, soweit nicht Graphit-, Kopier- und Farbstift gebraucht wurde. Zumeist, aber nicht immer mit voller Sicherheit, lassen sich die verschiedenen Eintragungszeiten schon durch äußere kritische Merkmale ganz gut auseinanderhalten. Anmerkungen und beiliegende Notizen geben öfter Auskunft über die Quellen, deren sich Berchtold bediente. Es erweist sich, daß er sich auf bereits erschienene Aktenpublikationen und Memoiren, vor allem auf die im Jahre 1930 veröffentlichten Aktensammlungen der Außenpolitik Österreich-Ungarns und die Memoiren Franz Conrads v. Hötendorf u. v. a. stützt. Er hat sich auch Auskünfte von verschiedenen ehemaligen amtlichen Mitarbeitern verschafft, wie aus beiliegenden Briefen hervorgeht, die fast durchwegs aus den dreißiger Jahren stammen. Daneben dienten auch eigene Papiere und gleichzeitige Notizen als Unterlage, z. B.

Konzepte für Delegationsreden und Empfänge, schließlich auch Zeitungsnotizen. Die wichtigsten Quellen sind aber doch die österreichisch-ungarischen Akten und die meisten Eintragungen stimmen mit diesen Dokumenten inhaltlich und vielfach wörtlich überein.

Man kann also mit ziemlicher Sicherheit die Entstehung dieses Tagebuches von 1912 so rekonstruieren: Zuerst versah er durchlaufend jede Seite mit der Datumzeile, die auch den Wochentag angibt. Dann trug er die Notizen aus dem Kalendarium seiner Gattin ein, entweder oben als erste Zeile oder in der Mitte oder unten am Ende der Seite. Den dazwischen liegenden freien Raum füllte er dann später mit den aus den schon erwähnten Quellen stammenden Notizen aus. Wenn die Seite nicht ausreichte, benützte er auch noch die nächste Seite dazu oder schrieb quer über den Rand der Seite ja bisweilen sogar quer über den laufenden Text. Jedenfalls kann also das Tagebuch von 1912 keinen selbständigen Quellenwert für sich beanspruchen, sondern nur den, welchen die angezogenen Dokumente und Notizen besitzen.

Das Tagebuch von 1913 besitzt dem gegenüber erheblich mehr echten Quellenwert. Dieses Tagebuch hat eine vorgedruckte Kopfleiste, die das Datum angibt. Der Wochentag ist stets dazugeschrieben. Die Eintragungen sind in einem einheitlichen Ductus mit verhältnismäßig wenigen Ausnahmen, die sich als spätere Einfügungen qualifizieren, und die im ersten Vierteljahr zahlreicher auftreten als später. Es fehlen auch zumeist die Hinweise auf die Aktenpublikationen. Wenn sie vorhanden sind, erweisen sie sich als spätere Eintragungen. Es werden hier nicht nur chronikartig die verschiedenen Gesprächspartner angegeben und die Tageszeit ihres Besuches, sondern auch der Inhalt der Unterredungen oft mit sehr persönlichen Bemerkungen. Sind im Tagebuch des vorhergehenden Jahres zwar die Audienzen beim Kaiser nach Tag und Stunde und Dauer vermerkt, wozu ein ihm in späteren Jahren zur Verfügung gestelltes Diarium des Flügeladjutanten herangezogen wurde, aber ohne Angabe des Gesprächsthemas, so findet dieses im Jahre 1913 Aufnahme. Eine ganze Reihe von unbekanntem Äußerungen des Kaisers zu den Ereignissen wurde auf diese Weise festgehalten. Man wird bei der Benützung des Tagebuches natürlich im Einzelnen immer den kritischen Gesichtspunkt wahren müssen, ob eine Aufzeichnung echtes Tagebuch ist oder spätere Nachlese, aber die allgemeine Charakterisierung entspricht, glaube ich, dem objektiven Tatbestand.

Die dritte Abteilung, vom Jahre 1915 bis 1918, macht, soweit die inneren Merkmale Aufschluß geben, den Eindruck eines echten Tagebuches. Es fehlt zwar hier vorläufig die Möglichkeit, mit dem Original zu vergleichen, aber es gibt eine Reihe von Merkmalen, die diese Beurteilung unterstützen. Können wir den rudimentären Charakter der Aufzeichnungen aus der Ministerzeit zum Teil auf Mangel an Zeit zurückführen, so fällt dieser Faktor in einer Periode weg, in der Berchtold als Obersthofmeister und Oberstkämmerer mit amtlichen Geschäften sicher nicht überladen war. Gelegentlich macht Berchtold auch die Bemerkung, daß er einige Tage nichts aufzeichnen konnte, weil ihm das Tagebuch nicht zur Hand war. Außerdem beziehen sich die Eintragungen dieser Zeit wirklich meist auf tägliche Ereignisse, die ohne Reflexionen notiert wurden. Die hervorragende Stellung innerhalb der sogenannten ersten Gesellschaft, sein Hofamt, das ihn in ständige Berührung mit dem jungen Kaiser brachte, die vielfältigen Beziehungen, die aus seiner Ministerzeit stammten, schafften ihm Gelegenheit genug, politische Gespräche zu führen, die vielleicht gerade deshalb ihren besonderen Reiz haben, weil sie sich außerhalb der offiziellen Sphäre vollziehen. In diesen Gesprächen werden nicht nur gegenwärtige Verhältnisse und Persönlichkeiten berührt, sondern auch manche lehrreiche und aufschlußreiche Rückblicke auf die Ministerzeit geboten, die ja noch nicht so lange zurücklag. Losgelöst von amtlicher Tätigkeit vermag er sich da viel freier auszusprechen und das Wesentliche seiner damaligen politischen Anschauungen und Leitgedanken hervorzuheben. Da kommen fast alle führenden Männer zu Wort. Er begleitet den Kaiser auf seinen Reisen zur Front oder ins deutsche Hauptquartier, schildert diese Begegnungen und Verhältnisse wie ein aufmerksamer, unbeteiligter Beobachter und legt seinem eigenen persönlichen Urteil keinen Zwang an. Daher kommt diesem Teil des Tagebuches ein nicht unerheblicher Wert zu, obwohl natürlich die Subjektivität seiner Beobachtungen und kritischen Bemerkungen in Rechnung gestellt werden muß. Insoferne ist dieses Tagebuch ein treffliches Gegenstück zu dem im Jahre 1953/1954 veröffentlichten Tagebuch Josef Redlichs, das aus einer ganz anderen Sphäre und Gesellschaftsschichte stammt. — Das Tagebuch war sicher nicht für die Öffentlichkeit bestimmt, sondern für die Familie: deshalb nehmen auch Familienereignisse einen so breiten Raum ein. Es sind viele Nichtigkeiten und Banalitäten darin, und ein tieferes Interesse, das die Seele ergreift, wird kaum ersichtlich. Auch kein tieferes

Interesse an der Politik. Es ist nicht allzu überraschend, daß sich Graf Berchtold leichten Herzens von der aktiven Politik verabschiedete und sein Amt abschüttelte, das ihn auf eine so hohe und weithin sichtbare Stufe gestellt hatte. Sein lebhafter, vielseitig interessierter und freier Geist war bürokratischen Bindungen im Grunde abhold. Seine jovialen Umgangsformen, die ihm die Herzen der Menschen gewannen, ließen die Distanz vermissen, die der Autorität seines hohen Amtes entsprochen hätte. Darin war er das gerade Gegenteil seines Vorgängers. Das Bewußtsein seiner Stellung war nicht so groß, daß es die ursprüngliche Natürlichkeit seines Wesen beeinträchtigt hätte. Er war kein geborener Staatsmann, der mit ganzer Leidenschaft einer inneren Berufung diene. Wider seinen Willen ging er nach St. Petersburg und widerwillig übernahm er das Erbe Aehrenthals, das keine Lorbeeren verhieß, dem er sich aber verpflichtet fühlte. Doch hat er sein Amt durchaus nicht leicht genommen und eine überraschend große Arbeitsamkeit entwickelt. Er besaß unzweifelhaft gewisse Eigenschaften, die seinen staatsmännischen Aufgaben zu Gute kamen, einen gesunden Hausverstand, der die Dinge nicht unnötig komplizierte, eine rasche und realistische Auffassungsgabe, die ihm leicht das Wesen einer Angelegenheit erkennen ließ, ein elastisches Einfühlungsvermögen, das in schwierigen Lagen Auskunftsmittel ersann, ein gutes und fast immer treffendes Urteil über bestehende Machtverhältnisse und mithandelnde Personen, ungetrübt durch eigene Ambitionen. Dahinter aber stand kein energischer Wille zum Handeln und zur Tat, allzu wenig Selbstvertrauen, allzu große Scheu vor Verantwortung, lauter Mängel, die ihn quälten, deren er sich bewußt war, was seinem fast naiv ehrlichen Wesen und offenherzigen Charakter ein gutes Zeugnis ausstellt. Eine politische und staatsmännische Führernatur, wie sie eine Zeit gebraucht hätte, in der die alte Monarchie, die er aus dem Grunde seines Herzens bejahte, am Rande des Abgrundes schwebte, konnte er nicht sein. Das Tagebuch gewährt so eine Fülle von Einblicken in seinen Charakter und in gewisse Hintergründe seiner politischen Tätigkeit und ist ein unbestechlicher Zeuge seines ehrlichen Strebens, seiner Vorzüge und auch seiner Schwächen.

Die letzte Abteilung der Tagebücher hat in der Hauptsache rein biographischen Quellenwert. Von allgemein historischem Interesse sind die Reminiszenzen, die hier und dort gelegentlich von Begegnungen und Diskussionen eingestreut sind.

Bald nach dem Zusammenbruch der Monarchie, als sich eine Flut

von Beschuldigungen über Berchtold ergoß und die Memoiren der Zeitgenossen wie Pilze aus der Erde hervorschoßen, dachte auch er daran, seine Erinnerungen zu schreiben und seine Handlungsweise zu erklären. Als Grundlage dienten ihm die eigenen Tagebücher sowie die Fülle der Dokumente und der Bücher und Aufsätze aus der Zeit und über die Zeit seiner politischen Tätigkeit. Er wollte ein möglichst objektives Bild erstehen lassen und gab in weitestem Ausmaß den objektiven Quellen das Wort, so daß das persönliche Moment stark zurücktritt. Das mag auch der Grund sein, warum diese Arbeit, zu der er von vielen Seiten aufgefordert wurde, nur langsam voranschritt²⁾. Sie sollte nicht so sehr eine subjektive Rechtfertigungsschrift als ein wirklich historisches Werk sein, gut unterbaut durch quellenmäßige Belege. Der polemische Ton mancher Memoirenwerke fehlt vollständig. Die Arbeit ist bis zum Herbst 1913 gediehen, macht aber auf weiten Strecken den Eindruck eines ersten Konzeptes, das der Überarbeitung bedarf³⁾. Der umfangreiche Stoff sollte vier Bände füllen. Der erste Teil, der bis zum Beginn seiner Botschafterzeit reicht, ist fraglos der beste. Da konnte er, ungebunden an Quellen und Vorlagen, seine Erinnerung frei in die Vergangenheit schweifen lassen und viele interessante Eindrücke aus seiner Jugend, aus der Pariser und Londoner Diplomatenzeit lebendig schildern und sich bisweilen zu jener künstlerischen Form emporschwingen, die er anstrebte, aber in den späteren Bänden selten erreichte. Die geradezu peinliche Sorgfalt, sich an die zugänglichen Quellen zu halten, verleitete ihn dazu, diese Quellen vielfach abzuschreiben, so daß die Darstellung zu einer chronikartigen Verarbeitung der Tagebücher und Akten wird, ja häufig

²⁾ Als ihn ein Berliner Journalist fragte, warum er nicht „spreche“, zählte er die Gründe auf: „1. Alle, die bisher publiziert haben, hätten es lediglich aus persönlichen Motiven getan, um sich rein zu waschen und andere hineinzulegen. Solche Motive lägen mir ferne, 2. Memoiren hätte ich bereits in der Schweiz geschrieben. Sie zu publizieren, halte ich erst dann für opportun, bis mir Gelegenheit geboten sein wird, sie daheim durch archivalische Belegdokumente zu ergänzen. 3. Von den Zentralmächten sei bereits zu viel veröffentlicht worden. Alles, was von hier gesagt wird, werde im Ausland verdreht und gegen uns ausgeübt. Wozu dieses Material noch vermehren, wo Frankreich und England so systematisch mit ihren Archivquellen zurückhalten???" (Tagebuch, München, 4. 4. 1922). Hier, in München, besuchte ihn auch K. F. Nowak.

³⁾ Am 9. 1. 1933 überbrachte Graf Forgách den zweiten Memoirenband Berchtolds der Redaktion des „Pester Lloyd“ (Julian Weiß) zur Durchsicht. Am 3. 4. 1933 waren die Memoiren bis zum 23. März 1913, am 22. Juni bis 21. Juni 1913, am 30. Dezember bis 4. August 1913 gediehen.

tagebuchartige Form annimmt. Eine solche Arbeitsweise kommt natürlich der literarischen Form nicht zu Gute. Doch steht trotzdem auch vieles darin, was im Tagebuch fehlt oder nur angedeutet ist und hier eine breitere Darstellung findet⁴⁾.

Wie bereits erwähnt, widmet er auch den Ereignissen nach dem Mord von Sarajewo einige fragmentarische Seiten, die mit der nötigen kritischen Vorsicht aufgenommen, unter Umständen gewisse Gesichtspunkte schärfer betonen, als es bisher in der historischen Literatur der Fall war. Nicht unerwähnt darf schließlich bleiben, daß in die Reihe der Tagebücher eine Anzahl von Originalbriefen an Berchtold eingelegt sind, die für die Forschung von nicht geringem Wert sind. Da gibt es z. B. einen Brief von der Hand Stephan Tizzas vom 9. Oktober 1913, der deutlich zeigt, welchem Druck Berchtold ausgesetzt war. Hier heißt es: „Mit jedem Tage der Zaghaftigkeit verlieren wir an Ansehen und werden die Chancen einer günstigen und friedlichen Lösung mehr kompromittiert. Ich muß Dich nochmals bitten, sowohl in Belgrad wie in Berlin und Rom die kategorische Erklärung abzugeben, daß wir eine Verletzung des in London festgesetzten albanischen Gebietes nicht dulden und uns durch Rücksichten auf das europäische Concert in Wahrung unserer Interessen nicht aufhalten lassen werden. Es wäre wohl unnötig, die vielen Gründe aufzuzählen, die diesen Schritt unbedingt notwendig und bei der jetzigen Lage Europas nach menschlicher Voraussicht gefahrlos machen. Es ist die letzte Gelegenheit, wo wir die Partie zu unseren Gunsten entscheiden können. Vermissen wir sie, so werden wir von Klein und Groß ausgelacht und zum Besten gehalten. Ich beschwöre Dich, nicht zu zaudern und muß zu meinem großen Bedauern erklären, daß ich mich mit einer solchen Politik nicht identifizieren könnte.“ So konnte einer der mächtigsten Männer der Monarchie ein Dreivierteljahr vor jenem Ministerrat sprechen, in dem er gegen ein kriegerisches Vorgehen gegen Serbien Einspruch erhob! Die Rücksicht auf Ungarns jeweilige Interessen hat nur zu oft die Einhaltung einer einheitlichen außen-

⁴⁾ Graf Heinrich Clam-Martinić ersuchte ihn im Herbst 1923 um Mitarbeit an dem Kaiser-Franz-Joseph-Werk, das GM. v. Steinitz eben herausgeben wollte. Er lehnte mit der Begründung ab, daß er von vielen Seiten gedrängt werde, seine Erinnerungen zu veröffentlichen und deren Wert durch vorzeitige Teilpublikationen nicht herabsetzen wolle. Sein Verhältnis zum Kaiser und die dabei gemachten Erfahrungen und gewonnenen Eindrücke seien der interessanteste Teil seines geplanten Memoirenwerkes. (Briefe aus Pereznye an Clam-Martinić und GM. v. Steinitz, 29. 10. 1923, Kopien im Tagebuch.)

politischen Linie verhindert, aber welcher Außenminister hätte sich darüber hinwegsetzen können! Solche Briefe sind um so wertvoller, weil die übrige Korrespondenz Berchtolds, die sicher sehr umfangreich war, zum größten Teil entweder verloren oder nicht zugänglich ist.

Abschließend ist also zu sagen, daß die Erschließung einer neuen Quelle für eine historisch so entscheidende Zeitperiode jedenfalls von großem Interesse sein muß, selbst wenn es sich um Ereignisse handelt, die schon längst der Gegenstand eindringlichster und breiter Forschung waren. Ob es nun auf eine Bestätigung schon bekannter Ergebnisse oder neue Beleuchtung innerer Zusammenhänge hinausläuft, so ist doch jedenfalls sicher, daß diese Quelle nicht unberücksichtigt bleiben darf, besonders weil sie das Denken und Handeln eines Staatsmannes betrifft, der wie kaum ein anderer so sehr im Kreuzfeuer der Kritik stand und dessen Entscheidungen von so schicksalschwerer Bedeutung für Österreich und Europa waren. Deshalb hat auch die Kommission für neuere Geschichte Österreichs die Veröffentlichung der Tagebücher übernommen. Die Herstellung eines kritisch einwandfreien Textes dürfte allerdings eine mühevollere Arbeit sein.

Ein Hanseat sah das alte Österreich

Erinnerungen von WILHELM SCHÜSSLER (Hemer)

Vielleicht ist es erlaubt, dem verehrten Jubilar statt einer eigenen Forschung als kleine Gabe jene Erinnerungen darzubringen, die sich auf Österreich beziehen. Denn vielleicht gehört auch das Interesse eines Hanseaten für Österreich zu den Tatsachen, die spätere Historiker in irgendwelche Entwicklungslinien einordnen.

In meiner Vaterstadt Bremen gab es sehr viele Leute, die jahrelang in England, Nord- und Südamerika, in Ostasien und Indien zugebracht, aber sicher nur ganz wenige, die sich jemals längere Zeit östlich der Elbe oder gar in Österreich aufgehalten hatten. Die atlantische Stellung der Hansestädte war eben entscheidend. Überdies war dem rationalen Kaufmann, aber auch dem sogenannten „Gelehrten“ das Problem Österreich viel zu kompliziert. Gerade im nordwestdeutschen Raum hatte man die kleindeutsche Reichsgründung Bismarcks und damit das Ausscheiden des Vielvölkerstaates